

Marie Fleury Wullschleger

# „Weder diesseits noch jenseits zu Hause“ – Schweizer Stipendiaten des Berliner Künstlerprogramms des DAAD und ihre Blicke auf die geteilte Stadt

„Sie gehen weg. Sie kehren zurück. Sie wandern aus. Sie wandern ein. Schweizer Schriftsteller und Schriftstellerinnen sind Grenzgänger.“<sup>1</sup> So beschreibt der Germanist Peter von Matt die Reiselust der Schweizer Autor:innen, die „jenem Traumbild von einem in sich ruhenden, sich selbst nährenden, nach außen unabhängigen und seine Isolation streng verteidigenden Gebirgsvolk“<sup>2</sup> widerspreche. Schon lange gilt Berlin als einer der beliebtesten Aufenthaltsorte für Schreibende aus der Schweiz. So wurde bereits im 19. Jahrhundert eines der zentralen Werke des deutschschweizerischen literarischen Kanons, Gottfried Kellers *Grüner Heinrich*, in der Großstadt geschrieben. Robert Walser verfasste in der Hauptstadt seine drei ersten Romane,<sup>3</sup> Max Frisch lebte einige Jahre in Berlin und die zeitgenössischen Autoren Urs Jaeggi und Matthias Zschokke kehrten sogar nicht mehr in die Schweiz zurück.<sup>4</sup>

Die demnach schon lange bestehende Anziehungskraft Berlins erklärt sicherlich, dass zwischen 1977 und 1989 auffällig viele Schweizer als Stipendiaten am Berliner Künstlerprogramm des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) teilgenommen haben. Innerhalb von zwölf Jahren verbrachten neun Autoren zwischen einem halben und einem ganzen Jahr in einer vom DAAD vermittelten Wohnung in

---

<sup>1</sup> Peter von Matt: Die Schweiz zwischen Ursprung und Fortschritt. Zur Seelengeschichte einer Nation, in: ders.: Das Kalb vor der Gotthardpost. Zur Literatur und Politik der Schweiz, München 2012, 9–93, hier: 73.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ebd., 72.

<sup>4</sup> Urs Jaeggi starb 2021 in Berlin, wo er seit den 1970er Jahren wohnte, und Matthias Zschokke lebt immer noch in der Stadt. Beatrice von Matt beschreibt die Dynamik von Berlin-Texten aus der Schweiz im Vorwort einer Anthologie wie folgt: „Auch wenn Autoren und Autorinnen meistens nicht mit der Absicht anreisen, über Berlin zu schreiben, zeugen ihre Texte in fast allen Fällen von der Auseinandersetzung mit der Metropole als solche. Denn Erfahrung mit Metropolen ist für Schweizer wohl auch in Paris, London, Wien, Rom oder New York zu machen, nicht aber in der Schweiz. Großstädte wie Zürich und Genf wirken zu eindeutig zürcherisch und genferisch, als daß man sie als Metropolen empfinden würde. [...] So tragen die hier versammelten Berlin-Texte auch zu einem Diskurs bei, den man in der Schweiz nur außerhalb der Schweiz erlernen kann: zum schweizerischen Metropolen-Diskurs.“ Beatrice von Matt: Die Metropole als Text. Schweizer Schriftstellerinnen und Schriftsteller in Berlin, in: dies., Michael Wirth (Hrsg.): „Abends um acht“. Schweizer Autorinnen und Autoren in Berlin, Zürich/Hamburg 1998, 7–49, hier: 14.

Westberlin: Hansjörg Schneider (1977), Gerold Späth (1980), Reto Hänni (1981), Paul Nizon (1982), Christoph Geiser (1983), Otto Marchi (1984), Jürg Laederach (1985), Theo Kneubühler (1988) und Beat Paul Sterchi (1989).<sup>5</sup> Ein vergleichender Blick auf die Anzahl von Stipendiat:innen aus Ländern wie Frankreich (5) und Großbritannien (4) während eines größeren Zeitraums (1963–1989) bestätigt das erhebliche Interesse seitens der Schweizer Schriftsteller an Berlin. Ein ähnliches, bzw. noch ausgeprägteres Interesse findet sich bei den Stipendiat:innen aus Österreich (18 zwischen 1963 und 1989), die ebenfalls zur deutschsprachigen Literaturszene gehören. Betrachtet man die Liste der Stipendiaten aus der Schweiz genauer, stellt man tatsächlich fest, dass alle nicht nur Männer, sondern auch Deutschschweizer sind. Angesichts des geteilten Kulturguts zwischen der Deutschschweiz und dem größeren Nachbarn Deutschland wundert es nicht, dass das Reiseziel Berlin auch während der Teilung der Stadt für die auf Deutsch schreibenden Schweizer Grenzgänger:innen besonders attraktiv geblieben ist.<sup>6</sup> Ein Aufenthalt in Berlin fühlte und fühlt sich sicherlich immer noch in vieler Hinsicht für einen Autor oder eine Autorin aus der Deutschschweiz „heimischer“ an als ein Aufenthalt in Genf oder Lugano. Denn wie Rolf Niederhauer und Martin Zwing 1983 im Vorwort einer Anthologie deutschschweizer Texte schrieben, waren „für kulturelle Ströme [...] die Landesgrenzen nach allen Seiten hin immer schon weit durchlässiger als die Sprachgrenzen im Landesinnern“.<sup>7</sup>

Die Texte, die während der oder im Anschluss an die Berliner Zeit der Schweizer Stipendiaten entstanden sind, stellen exemplarische Momentaufnahmen dar. Vergleichend gelesen bilden sie ein Mosaik an Berlin-Erfahrungen, die entweder als faktuale Berichte oder als Fiktionen in Worte gebracht wurden: Es sind Romane, Erzählungen, Zeitungsreportagen, Reiseberichte und Tagebücher, in denen die Stadt in unterschiedlicher Weise und variabler Quantität eine Rolle spielt. Die DAAD-Stipendiaten sind keine Stadtschreiber gewesen – sie waren nicht verpflichtet, über Berlin zu schreiben. Die meisten taten es aber, und sei es auch nur kurz und zuweilen beiläufig.

In diesem Beitrag sollen die Texte der Schweizer Stipendiaten als Stichprobe (deutsch)schweizerischer literarischer Blicke auf die geteilte Stadt in den 1980er Jahren betrachtet werden. Dabei ist es wichtig zu betonen, dass die Auswahl durch das verbindende Element der Förderung durch das Berliner Künstlerprogramm und weniger

---

5 Vgl. die Internetseite des Berliner Künstlerprogramms. Online abgerufen am 30. November 2021 unter [https://www.berliner-kuenstlerprogramm.de/de/bkp-fellows/?countries=schweiz&fields=literatur&ignore=fields&language=de&type=award\\_fellow&posts\\_per\\_page=18&fellows\\_page=1](https://www.berliner-kuenstlerprogramm.de/de/bkp-fellows/?countries=schweiz&fields=literatur&ignore=fields&language=de&type=award_fellow&posts_per_page=18&fellows_page=1).

6 Der deutsch-schweizerische Literaturaustausch fand im 20. Jahrhundert nicht kontinuierlich statt. Vor allem die NS-Zeit bildet einen starken Bruch. Einige Schriftsteller:innen wie z. B. Annemarie Schwarzenbach hielten sich allerdings zu dieser Zeit in Berlin auf, worüber sie in unterschiedlicher Form berichteten. Vgl. dazu von Matt (Anm. 4), 37–42.

7 Wolf Niederhauer, Martin Zingg: Vorwort, in: dies. (Hrsg.): *Geschichten aus der Geschichte der Deutschschweiz nach 1945*, Darmstadt 1983, 7–14, hier: 8.

durch gemeinsame literarästhetische Merkmale begründet ist. Der Vergleich der gewählten Texte beruht daher auf einer extratextuellen Gegebenheit. Interessanterweise lassen sich aber einige Aspekte herausarbeiten, die gleich bei mehreren Autoren von Belang sind: Ihre Beziehung zur deutschen Sprache wird oft thematisiert sowie die Flucht aus der heimatlichen Enge; beschrieben werden vor allem die Inselsituation Berlins und die Mauer – Letzteres betrifft aber nicht nur den schweizerischen Blick auf das Berlin der 1980er Jahre. Da alle Autoren als Stipendiaten des Berliner Kulturprogramms in Westberlin gelebt haben, liegt der Schwerpunkt ihrer Darstellungen auf dieser Seite der Stadt, Ostberlin und die Grenzübergänge zwischen beiden Teilen Berlins werden aber auch vereinzelt geschildert. Diese Themen, die im Zentrum meines Beitrags stehen, sind repräsentativ für die in ihrer Gesamtheit betrachtete literarische Produktion der Stipendiaten.<sup>8</sup> Berlin hat Spuren hinterlassen im Werk der gewählten Schriftsteller. Deren Arbeiten und die anderer Schweizer Autor:innen wurden wiederum auch in Deutschland, und zwar vor allem in der DDR, verstärkt rezipiert. Diesem Phänomen widme ich mich in einem Ausblick zum Ende der Untersuchung.

## Ankommen

Trotz der Nähe vieler Schweizer Stipendiaten zur westdeutschen Literaturszene – Häny, Späth und Laederach sind Suhrkamp-Autoren – stellt die Berliner Zeit für die meisten eine prägende Auslandserfahrung dar, was vor allem auf die besondere geographische, politische und kulturelle Lage Berlins in den 1980er Jahren zurückzuführen ist. Die Bedeutung dieser Zeit im Leben und Werk der einzelnen Schriftsteller variiert dennoch stark. Während sie für Christoph Geiser sowohl persönlich als auch in kreativer Hinsicht einen entscheidenden Lebensabschnitt bildet, fasste Hansjörg Schneider in Berlin nie wirklich Fuß, worüber er in seiner 2018 erschienenen Autobiographie berichtet: „Es war kein gutes Jahr für mich. Das Stipendium war zwar großzügig dotiert, aber ich bin in Berlin nicht recht froh geworden. Immer öfter bin ich nach Basel zurückgekehrt, mit dem Zonenzug Berlin-Frankfurt am Main.“<sup>9</sup>

---

<sup>8</sup> Da die Autoren unterschiedlich viel geschrieben haben, werden einige Namen oft und andere deutlich weniger vorkommen. Letzteres gilt vor allem für Theo Kneubühler und Beat Sterchi. Ich habe nur sehr wenige Berlin-Spuren im Werk des Künstlers, Essayisten und Lyrikers Theo Kneubühler gefunden. Beat Sterchi, den ich im Rahmen der Vorbereitung auf diesen Aufsatz getroffen habe, bestätigte, dass er in Berlin zwar viel geschrieben, aber davon nur sehr wenig publiziert habe. Berlin wird kurz in einem Reisebericht zu Polen beschrieben, den der Autor nicht veröffentlicht hat, aber auf seiner Webseite zur Verfügung stellt. Online abgerufen am 19. Januar 2022 unter <https://beatsterchi.ch/immer-aerger-mit-den-polen/>.

<sup>9</sup> Hansjörg Schneider: *Kind der Aare*, Zürich 2018, 289.

Das Gefühl der Nähe oder gar Zugehörigkeit der Schweizer Stipendiaten zur deutschen Literaturlandschaft,<sup>10</sup> zur deutschen Kultur allgemein, scheint in den Texten und Biografien der Autoren durch. Gerold Späth ist der erste Träger des von Günter Grass initiierten Alfred Döblin-Preises, und Paul Nizon kannte Berlin schon lange vor seinem DAAD-Aufenthalt: 1962 war er anlässlich eines Treffens der Gruppe 47 zum ersten Mal in der Stadt.<sup>11</sup> Der Luzerner Autor Otto Marchi schrieb auf Anfrage der Basler Zeitung zwei Artikel über seinen Aufenthalt nach dem ‚Vorher-Nachher‘-Prinzip, in denen er zunächst seine Erwartungen an Berlin schildert und später Bilanz zieht. Im ersten Artikel wird deutlich, wie sehr die deutsche Literatur zum Kulturhorizont der Deutschschweiz gehört sowie auch, dass die Stadt ihm auf eine bestimmte Art und Weise bereits vertraut ist, bevor er sie bereist. Nachdem er vom aus Lektüren bekannten Berlin (Erich Kästner als Kind, dann Kurt Tucholsky und Alfred Döblin) erzählt hat, listet Marchi die hauptsächlich durch die Medien vermittelten Eindrücke auf, die seine Vorstellung der Stadt geprägt haben:

Folgt der Sprung in die Gegenwart, während dem das Bild zum Ton wird, zum Radio-Ton, zum Berliner Cabaret der „Insulaner“ von Günter Neumann, dessen bissige, oft auch arg heroische Sendungen ich als Jugendlicher jahrelang über den Schweizer Telefonrundsprach mit heissen Ohren gehört habe. Das nächste Sediment der Berlin-Archäologie ist dann wahrlich eine politisch-geographische Versteinerung. Der Mauer-Bau wurde auch zum Aufsatz-Thema für Luzerner Gymnasiasten. „Berlin – Prüfstein der freien Welt“ hiess der vorgegebene Titel, an den ich mich noch genau erinnere. [...] Und dann kommen Bild und Ton zusammen, sehe ich Fernsehbilder vor mir und damit weitere Clichés, optische Schlagzeilen von demonstrierenden Studenten, die wieder eingehakt in breiten Kolonnen über den Kudamm marschieren und „Shah-Shah-Shaschlick“ schreien und von der Polizei zusammengeknüppelt werden.<sup>12</sup>

Die von Marchi geschilderten „Vorerinnerungen“ an Berlin zeigen die Verstrickungen der kulturellen und medialen Landschaft der Deutschschweiz mit derjenigen (West-)Deutschlands. Die geteilte Sprache – zumindest was die Schrift angeht – erklärt die zum Teil größere Verbindung zu Deutschland als zu den weiteren Sprachregionen des eigenen Landes. So empfand Paul Nizon, der aus Paris anreiste, den Berliner Aufenthalt als eine sprachliche Heimkehr, wie er im Katalog einer Ausstellung, die „Berlin-bezogene Arbeiten von Stipendiaten des Berliner Künstlerprogramms des DAAD [präsentiert]“,<sup>13</sup> erläutert:

---

<sup>10</sup> Zur Stelle der Schweizer Literatur innerhalb des deutschsprachigen Raumes, siehe Reto Sorg: Kleine Literatur, großer Markt. Die ‚Schweizer Literatur‘ zwischen schweizerischem und gesamtdeutschem Markt, in: Thomas Wegmann (Hrsg.): Markt. Literarisch, Bern 2005, 209–228.

<sup>11</sup> Vgl. Paul Nizon: Am Käuzchensteig im Winter 1982/83, in: Beyond the Wall. Berlin – Freihafen der Künste, hrsg. von der Stiftung Brandenburger Tor, Berlin 2007, 82–87, hier: 83.

<sup>12</sup> Otto Marchi: Handwerk, Schuhwerk, Mundwerk, in: Basler Zeitung (11. Oktober 1984). Der „Nachher-Artikel“ erschien ein Jahr später (Anm. 17).

<sup>13</sup> Beyond the Wall (Anm. 11), Klappentext.

Doch mehr noch verlockte es mich, in einer Umgebung Aufenthalt zu nehmen, in welcher die Sprache, in der ich schreibe, die Alltagssprache ist. Ich lebte damals schon lange in Paris, meine Umgangssprache war Französisch auch zuhause; Deutsch war nichts anderes als ein Arbeitsinstrument (geworden), das ich in meinen Schreibstuben auspackte und nach getaner Arbeit wieder einpackte.<sup>14</sup>

Trotz der eben betonten Verbindung zwischen der Deutschschweiz und Deutschland wird bei mehreren Stipendiaten doch das Fremdsein zum Thema gemacht. So gehört der Umgang mit dem Hochdeutschen, in der Schweiz auch oft ‚Schriftsprache‘ genannt,<sup>15</sup> zum Prozess des Einlebens in der Stadt. In Jürg Laederachs Novelle *Der Wanderbär im Schweizerbarock* kommt die aus Bern stammende Figur Rindlisbacher in einem bedrohlichen Westberlin an, in dem Ausländersein und eben anders sprechen leise Verachtung auslöst.

Er kam aus fremdem Lebensraum und brachte seine Sprache von da mit. Die Berliner verteidigten ihren schmaler werdenden Lebensraum mit äußerstem Hohn gegen solche aus fremdem Lebensraum, doch wurde der Hohn meist verschwiegen. [...] Eine akzentuierte Schwierigkeit blieb ihm das Sprechen, denn die allzu langgezogene Aussprache seines JA, das Rindlisbacher mit JAA aussprach, konnte den höhnischen Kantons-Käfig Berlin (West) in eine brodelnde Hageltraufe unflätigsten Spottes verwandeln; der Spott wanderte sogleich in die Geheimnissphäre und kam niemandem zur Kenntnis.<sup>16</sup>

Anders als der fiktive Rindlisbacher, der in seiner (Aus-)Sprache gefangen bleibt, rekurriert Otto Marchi auf eine Art des Übersetzens, um in Berlin heimisch zu werden, wie er es in seinem ‚Nachher‘-Artikel darstellt:

Bereits bei Sempach hatte ich die Schweiz vergessen [...] und war zum Ankommer geworden. Der hatte es am Anfang schwer, bis er wusste, wo in Berlin die Migros zu finden war, die dort Kaisers hiess und das Tabaklädeli, das dort nicht Rauchwaren, also Pelze verkaufte, sondern Raucherware, bis das Wirtshaus Galliker am Kasernen-Platz durch die „Rosalinde“ ersetzt und aus dem Sepp der Christoph geworden war.<sup>17</sup>

Nicht nur der Dialekt kann in ein alltägliches Hochdeutsch übertragen werden: auch für die Supermarktketten, die Lieblingskneipen und die Freunde lassen sich Äquivalente finden. Der Übergang von einer Stadt zur anderen verläuft leicht, innerhalb

---

14 Nizon (Anm. 11), 84.

15 So Reto Sorg zum Verhältnis zwischen Dialekt und Schriftsprache: „Aufgrund der medialen Diglossie-Situation (dem funktional getrennten Nebeneinander von Mundart und Hochsprache), tritt ein deutschschweizer Autor beim Schreiben in eine Sprachwelt ein, die für ihn etwas vollkommen anderes darstellt als für die deutschen Kollegen.“ Sorg (Anm. 10), 219.

16 Jürg Laederach: *Der Wanderbär im Schweizerbarock*, in: ders.: *Vor Schrecken starr. Fixierungen, Stechblicke, Obsessionen*, Frankfurt a. M. 1988, 261–275, hier: 268.

17 Otto Marchi: *Stille Tage im Auge des Konsum-Zylkons*, in: *Basler Zeitung* (29. Oktober 1985).

kurzer Zeit fühlt sich Marchi zu Hause. Die Über-Setzung ist gelungen. Aus dem Luzerner Sepp wird ein Berliner Christoph und nicht irgendeiner: es handelt sich hier höchst wahrscheinlich um Christoph Geiser, der ein Jahr vor Marchi DAAD-Stipendiat war und in Berlin geblieben ist. Die beiden Schweizer Autoren lernen sich im Ausland kennen und entwickeln eine Freundschaft, die an Berlin gebunden bleibt: Zwanzig Jahre später planen sie dort den gemeinsamen Kauf einer Wohnung, bevor Otto Marchi 2004 infolge des Tsunami in Thailand einen tragischen Tod erleidet.

Bei Geiser spielt die Sprache ebenfalls eine Rolle in der Darstellung seiner Anfangszeit in Deutschland. Thematisiert wird bei ihm aber weniger die Assimilation der eigenen Sprechweise, als der Blick der Berliner:innen auf ihn selbst. In ihren Reaktionen nimmt er in seiner eigenen Art zu sprechen und zu schreiben irritiert etwas „ethisch-moralisch Verantwortungsbewusste[s], schweizerisch Realistische[s]“<sup>18</sup> wahr. In einem ironischen Text, in dem er sich wünscht, zum Österreicher zu werden, weil man „über die Österreicher nicht lächelt“,<sup>19</sup> beschreibt er, wie er in Berlin immer wieder als Schweizer entlarvt wird. In den beiden Teilen der Stadt unterscheiden sich allerdings die Reaktionen der Einwohner:innen auf die schweizerische Färbung seiner Sprache. Während er in Westberlin ein „zugleich wissende[s] und vollkommen verständnislose[s] Lächeln“<sup>20</sup> bei seinen Gesprächspartner:innen beobachtet, wird seinen Worten in Ostberlin sogleich eine Gewichtigkeit zugesprochen, die ihm aber auch unangenehm ist:

[...] und kaum sprach ich, wurde ich schon ernst genommen, wie all dies schweizerisch Realistische drüben eben ernst genommen wird, viel ernster noch als in der Schweiz selbst, jedes Wort gilt, und auch noch die unbewußte Botschaft des Unaussprechlichen wird sogleich verstanden.<sup>21</sup>

Geiser erinnert Veranstaltungen in der DDR, während derer Texte, die in der Schweiz als bloß autobiographisch rezipiert wurden, eine politische Dimension annahmen. So zum Beispiel die Lesung einer Schulgeschichte („Der Kopfsprung“ aus dem 1982 erschienenen Buch *Disziplinen. Vorgeschichten*) vor Studierenden und jungen Erwachsenen in Potsdam, in der es um den Zwang zum Kopfsprung ins Wasser und um den Befehl eines miltaristischen schweizerischen Turnlehrers geht: „In der Schweiz wurde die Geschichte einfach als die Bloßstellung eines sadistischen Lehrers verstanden, in Potsdam wurde die anschließende Diskussion ‚systemrelevant‘ und sogleich dringlich“, erläutert Geiser. Er fügt hinzu: „Alles war so hochbrisant, berührte oder verletzte Sprachregelungen und Tabus und konnte jederzeit zur Explosion führen. Angsterzeugend!“<sup>22</sup>

---

<sup>18</sup> Christoph Geiser: Zum Österreicher werden. Ein Anfall, in: ders.: *Der Angler des Zufalls. Schreibszenen*, hrsg. von Michael Schläfli, Hamburg 2009, 58–67, hier: 60.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Ebd., 60f.

<sup>22</sup> Zitate aus einer E-Mail-Korrespondenz mit dem Autor am 2. September 2022.

## Weggehen und aufatmen

Das Gefühl des Fremdseins, die Annahme, als Fremder wahrgenommen zu werden, kontrastiert mit demjenigen der Enge, des Angebundenseins, das viele Schweizer Autor:innen in der Heimat empfinden – sich als Fremder zu fühlen, kann folglich auch befreiend wirken. In der vom DDR-Verlag *Volk und Welt* herausgebrachten Anthologie *Schweiz heute* beschreibt der französischsprachige Autor Maurice Chappaz einen jenseits der Sprachgrenzen herrschenden Zustand: „Es gibt im Verhältnis zu anderen Völkern auch bestimmt mehr Schweizer Wandervögel (welsche und alemannische) auf den Straßen der Welt. Die Verinnerlichten, die Eingesperrten zerreißen die Fes-seln. Es ist bequem, aber auch schmerzlich, Schweizer zu sein.“<sup>23</sup> Die Notwendigkeit, aus der Enge des kleinen Heimatlands herauszukommen – ein Topos der Schweizer Literatur –, spiegelt sich in den Biografien und Texten einiger Stipendiaten wider. Die Reise nach Berlin gleicht für mehrere von ihnen einer Flucht aus der kleinen, konservativen Schweiz. So kam etwa für Reto Hännny die späte Zusage des DAAD 1981 genau zum richtigen Zeitpunkt. Er befand sich in Zürich in einer schwierigen Situation, nachdem er einen Bericht zu den Zürcher Jugendunruhen von 1980 publiziert hatte, in die er zufällig geraten war und im Rahmen derer er von der Polizei verhaftet und verprügelt wurde.<sup>24</sup>

Insbesondere Christoph Geiser spürte das Bedürfnis, die Schweiz zu verlassen. In Berlin konnte er sich als Homosexueller outen – eine Befreiung, die Anfang der 1980er Jahre allerdings bald von Todesangst begleitet wurde. So Geiser in einem Interview von 2014:

Berlin war in den 1980er-Jahren eine Stadt im Ausnahmezustand, andererseits aber auch eine Stadt, in der Homosexualität nicht nur toleriert wurde, sondern etwas ganz Normales war. In diesem Punkt war es für mich eine Extremerfahrung. Es war eine Situation von Freiheit, in dem Augenblick, als sie vom Tod bedroht wurde. Ich erinnere mich genau an den *Spiegel*-Artikel im Juni 1983, in dem von einer Seuche aus San Francisco berichtet wurde, der Begriff AIDS war ganz neu, den Erreger kannte man noch nicht... Die Leute starben aber zu diesem Zeitpunkt bereits wie die Fliegen. So wurde mein Coming-out überlagert von einer Todeserfahrung.<sup>25</sup>

Immer wieder beschreibt Geiser in Interviews, Essays und in seinem literarischen Werk das Jahr seines Stipendiums (1983) als persönliches und künstlerisches „Stichjahr“. So bildet der Berliner Aufenthalt eine Zäsur in seinem schriftstellerischen Werdegang:

---

<sup>23</sup> Maurice Chappaz: *La Suisse Romande. Die Welschschweiz*, in: Roland Links u. a. (Hrsg.): *Schweiz heute*, Berlin 1976, 41–45, hier: 42. Kein Hinweis über einen möglichen Übersetzer/eine mögliche Übersetzerin aus dem Französischen.

<sup>24</sup> Vgl. Reto Hännny: *Zürich, Anfang September*, Frankfurt a. M. 1981.

<sup>25</sup> Christa Baumberger: *Berlin als Freigehege und Kunstraum. Gespräch mit Christoph Geiser*, in: viceversa literatur 8 (2014), 17–21, hier: 19.

Geiser löst sich in *Das geheime Fieber* – einem Erzähltext, den er in Berlin zu schreiben beginnt – endgültig von der traditionellen Erzählweise seiner ersten beiden Romane.<sup>26</sup> Sein persönliches Erleben und im Besonderen die Berliner Anfangszeit prägen seine fiktionalen Texte, in denen ganz postmoderne Historisches, Erfundenes und Autobiographisches gemischt werden. Dieses Verfahren lässt sich in seinem 1992 erschienenen Roman *Das Gefängnis der Wünsche* exemplarisch beobachten: Zur Diegese gehören sowohl die historischen Figuren Sade und Goethe, als auch ein Erzähler, der sich selbst mit „du“ anspricht und dem realen Geiser sehr ähnelt. Die geistige und körperliche Freiheit, die der Autor im oben zitierten Interview anspricht, wird anhand einer Aufzählung realer Orte der damaligen Berliner Schwulenszene in einer frenetischen Sprache geschildert:

Du kommst direkt aus dem „Knast“, aus dem „Kittchen“ kommst du, aus dem „Twilight“, dieser Katakombe, aus Onkel Tom of Finlands kleiner Hütte, dieser Cowboy-Bar, und dem Keller, wo die Badewannen stehn, wo die Boys im Finstern Kohle schaufeln, aus dem Tiergarten kommst du, aus dem Gebüsch, aus der „Apollo City Sauna“...<sup>27</sup>

Noch heute bildet das prägende Jahr 1983 ein wichtiges Motiv im Werk des Schweizers. In der 2019 erschienenen Erzählung *Carlchen – oder: Das Balkon Zimmer* kommt der Erzähler – der hier auch so nah an Geiser ist, dass man ihn beinahe ‚Autor‘ nennen könnte – auf diese Zeit zurück: Es geht zunächst um die Begegnung mit Caravaggios Bild *Amor vincit omnia* in der damals in Dahlem ansässigen Gemäldegalerie, die das Schreiben von *Das geheime Fieber* in Gang gesetzt haben soll,<sup>28</sup> und dann unvermittelt um das Aufkommen von Aids: „Juni 1983. Sie starben wie die Fliegen. Und noch wusste niemand recht, warum, woran.“<sup>29</sup> Dieses Zitat und das vorige stehen exemplarisch für die Mischung von Liebe und Tod, von extremer Freiheit und lebensbedrohlichen Umständen, die Geiser in Bezug auf die 1980er Jahre in Westberlin im Laufe seines Werkes immer wieder beschreibt.

Die Enge der Schweiz scheint auch in der oben zitierten Novelle Jürg Laederachs *Der Wanderbär im Schweizerbarock* durch. Der Wegzug der Hauptfigur – Rindlisbacher – wird als spontane Entscheidung geschildert, als das bloße Bedürfnis, „etwas Neues“ zu sehen. Die Novelle setzt folgendermaßen ein:

---

**26** Vgl. Michael Schläfli: „Der Text kommt aus der Dunkelheit“. Christoph Geiser schreibt „Im Freigehege“, in: Hubert Thüring, Corinna Jäger-Tress, Michael Schläfli (Hrsg.): *Anfangen zu schreiben. Ein kardinales Moment von Textgenese und Schreibprozess im literarischen Archiv des 20. Jahrhunderts*, München 2009, 301–324, hier: 303.

**27** Christoph Geiser: *Das Gefängnis der Wünsche*, Zürich/Frauenfeld 1992, 131.

**28** Vgl. ders.: Von der plötzlichen Notwendigkeit des Wissens. Zur Entstehung meines Romans *Das geheime Fieber*, in: Henriette Herwig (Hrsg.): *Lese-Zeichen. Semiotik und Hermeneutik in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Rusterholz zum 65. Geburtstag*, Tübingen 1997, 31–40, hier: 33–34.

**29** Christoph Geiser: *Carlchen – oder: Das Balkon Zimmer*, in: ders.: *Verfehlte Orte. Erzählungen*, Zürich 2019, 57–77, hier: 69.

Kannte einer ihn nicht, sah er von ihm nichts. Es war auch nichts zu sehen; ein winziges Zeichen nur, das Aussagen wisperte, die die Verständlichkeitsschwelle zu erreichen hofften.

Und doch war alles deutlich. Er kam aus Bern, der Landeshauptstadt, ganz unten vom Zitterschlick-Mäanderufer kam er. Etwas davon war an ihm haften geblieben, als er nach Berlin (West) übersiedelte; das tat er grundlos, um, wie er zur Kenntnis brachte, „etwas Neues“ kennenzulernen.<sup>30</sup>

Der Erzähler gibt in der gesamten Kurzgeschichte wiederholt an, dass Rindlisbacher sich in Berlin (West) befindet. Diese präzise Angabe kontrastiert mit der Unschärfe der beschriebenen Stadt. Schwer für den Erzähler greifbar sind auch die Berliner:innen selbst, die als Einheit dargestellt werden und deren Haltung Rindlisbacher gegenüber wechselhaft ist und zum Teil bedrohlich wird. Trotz seiner Übersiedelung nach Berlin schafft Rindlisbacher es nicht, sich aus der Enge seines Heimatlandes zu lösen. Die Schweiz wird als eine Anzahl von kleinen Territorien beschrieben, die sich gegenseitig anfeinden. Aber – anders als in den eben besprochenen Texten von Geiser – wohnt Westberlin kein befreiendes Potential inne, ganz im Gegenteil. Es gilt sowohl für die Schweiz als auch für Berlin dieselbe Metapher des Käfigs, die die Begrenztheit beider Orte kennzeichnet: „Wer immer in einem Kantons-Käfig lebte, lebte bereits in einem feindlichen Kantons-Käfig. Der Kantons-Käfig war bereits feindlich, noch ehe er wußte, gegen wen sich sein Haß richtete.“<sup>31</sup> Und in der oben zitierten Passage der Novelle wird Berlin (West) ein „höhnische[r] Kantons-Käfig“ genannt.<sup>32</sup> So wird die heimatliche Enge hier deutlich mit der abgesonderten Lage Berlins in Verbindung gebracht.

Eine solch direkte Gegenüberstellung zwischen Westberlin und der Schweiz findet sich in keinem Text der anderen Stipendiaten wieder, aber die eingesperre Situation der Stadt wird stets thematisiert. Sie steht in Spannung mit der oft besprochenen Offenheit Berlins, die die Stipendiaten anzieht, wenn sie ihre Heimat verlassen.

## Die eingesperre Stadt

Die Mauer kommt in der literarischen Produktion der Schweizer Stipendiaten immer wieder vor, in fiktionalen wie in faktuellen Texten. In seinem Tagebuch berichtet Paul Nizon über die Autofahrten, die er häufig in Berlin unternimmt: „Und immer stößt man gleich an die Mauer“,<sup>33</sup> notiert er. Spuren seines Berliner Aufenthalts befinden sich womöglich auch im Listengedicht „Seepferdnaht“ des Künstlers und Dichters Theo Kneubühler, in dem von einer Mauer die Rede ist: „6. Der Uebergang zur Mauer ist eine

---

<sup>30</sup> Laederach (Anm. 16), 263.

<sup>31</sup> Ebd., 265.

<sup>32</sup> Siehe Anm. 16 in diesem Beitrag.

<sup>33</sup> Paul Nizon: Die Innenseite des Mantels, Frankfurt a. M. 1995, 154.

glattgestrichene Wand.“<sup>34</sup> Ob es sich tatsächlich um die Berliner Mauer handelt, bleibt allerdings offen: das Gedicht führt diverse landschaftliche Elemente und alltägliche Objekte zusammen und schafft aus deren durch Wortspiele motivierte Kombination seltsame Bilder, die keine deutlich markierte referentielle Dimension ausweisen.

In einem Bericht über einen von einem Galeristen organisierten Rundgang um die Mauer während der Kunsttage in Westberlin geht Gerold Späth auf die konkrete Erfahrung des Eingeschlussenseins ein. Anfänglich etwas irritiert von der Initiative des Galeristen, spürt Späth beim Gehen die Präsenz der Mauer immer deutlicher, beinahe körperlich. Die Gruppe wird ruhiger, die Stimmung bedrückter:

Über einem schliefen Abflußloch am Fuß der Mauer las ich das Wort „Notausgang“ – auch dies Wort kein Witz mehr. Nichts zu lachen. Die Berliner Mauer funktioniert. Man kann sich diese Erfahrung, wenn man sich auf sie einlassen will, Stunde und Stunde und Schritt für Schritt erwandern. Und da wird die eigentliche Dimension dieses Gebildes kraß spürbar: das horizontal ringsum laufende, das Ein-Schnürende, Ab-Grenzende.<sup>35</sup>

Entlang der Mauer beobachtet Späth das unsichtbare frühere Berlin, am ehemaligen Potsdamer Platz vorbei, dem einst „[m]eistbefahren[en] Platz Europas“.<sup>36</sup> Nahe dem zerstörten Regierungsviertel gibt er die Worte mitgehender Berliner:innen wieder: „Dort hat er sich umgebracht, der Hitler. Dem haben wir alles zu danken. Mauer. Teilung. Trennung. Fortsetzung des Irrsinns...“<sup>37</sup> Auch wenn der Rundgang ihn eindrücklich empfinden lässt, dass er sich in einer eingeschlossenen Stadt aufhält, betont Späth aber auch ganz klar, dass auf dieser Seite die Möglichkeit bestehe, wegzugehen:

Die Unermüdlichen wanderten weiter, alles in allem etwa 165 Kilometer, bis der Horizont – immer der Mauer, diesem grauen Albtraum entlang – umrundet war. Bis das Eingeschlussensein, das lebendige Um- und Eingemauertsein, von der anfänglich vielleicht schicken Idee, vom Gag sogar, zum Schock wurde. Nur: Man kann hier raus. Man kann in den Zug, ins Auto, ins Flugzeug steigen und abhauen, für einige Zeit wenigstens; viele Berliner halten es nur deshalb aus in dieser zerissensten, gespaltenen Stadt.<sup>38</sup>

Bei Christoph Geiser wird die Inselsituation Berlins metaphorisch mit dem Begriff des Freigeheges zum Ausdruck gebracht. In einem Text, der 1984 in der *Neuen Zürcher Zeitung* publiziert wurde, aber ursprünglich zum Romanprojekt *Das geheime Fieber*

---

**34** Theo Kneubühler: Seepferd naht, in: Theo Kneubühler, Rolf Winnewisser: Die Milchstrasse. Präsenz der Zeugen, Luzern 1990, o. S.

**35** Gerold Späth: Die Berliner Mauer, in: ders.: Von Rom bis Kotzbue. 15 Reisebilder, Zürich/München 1982, 87–95, hier: 94.

**36** Ebd.

**37** Ebd., 95.

**38** Ebd.

gehörte,<sup>39</sup> wird Westberlin als Zoo mit fremdenfeindlichen Untertönen bezeichnet, wobei der Begriff des Käfigs in einer etwas anderen Bedeutung als bei Laederach auftaucht:

Die ganze Stadt ist ein Zoo, eingezäunt; die Kneipen sind Käfige, schön gesondert die Arten, die Nacht wird zum Tag. Ich bin selber ein exotischer Gast hier, Äthiopier manchmal, Nordafrikaner oft, ein Italiener zumindest, jedenfalls kein „richtiger“ Schweizer, ein Türke meist: als Türke allerdings komme ich nicht so ohne weiteres in jeden Käfig hinein.<sup>40</sup>

Der Erzähler von Hansjörg Schneiders Roman *Lieber Leo*, dessen Rahmenhandlung in Berlin spielt, flieht dorthin, nachdem ihn seine Partnerin verlassen und er erfahren hat, dass sein guter Freund Leo, mit dem diese eine Affäre hatte, verstorben ist. Es ist die eingesperrte Lage Westberlins, die ihn anzieht, weil sie einen freiwilligen Rückzug aus seinem bisherigen Leben ermöglicht: „Ich studierte die Bestimmungsorte der abgehenden Flugzeuge, ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte, ich wollte mich eingraben, einmauern, zustampfen, ich kaufte ein Billet nach Berlin.“<sup>41</sup> In der Stadt, aus der er schreibt – die Holsteinische Straße, die der Erzähler als Adresse im Roman angibt, ist die Straße einer vom DAAD vermittelten Wohnung, in der Schneider und weitere Schweizer Stipendiaten wohnten –, nimmt er kaum am öffentlichen Leben teil und bleibt meist zu Hause. An einer Stelle findet der von Geiser eingebrachte Zoo-Vergleich indirekt auch in Schneiders Buch Verwendung: „Nicht so ist es, lieber Leo. Es ist ganz anders. Ich sitze zwar jeden Abend in der Witwe Bolte, aber ich sitze wie ein ausgestopfter Raubvogel unter Singvögeln, keiner traut sich, mit mir zu reden.“<sup>42</sup>

Im Roman *Landolts Rezept*, den Otto Marchi während seines DAAD-Aufenthalts zu schreiben anfing,<sup>43</sup> fährt die Hauptfigur Landolt quer durch Berlin, vor allem unterirdisch. Die Begrenztheit Westberlins und die gespenstische Dimension von einem Teil der Stadt werden hier in einer vom Erzähler wiedergegebenen Rede Landolts anschaulich gemacht:

[...] als er immer noch schilderte, wie er den ganzen Tag ziellos mit der S-Bahn zu verlotterten Endstationen fuhr und nicht wußte, wie er seinen Auftrag erfüllen, wie er seine Geschichte weiterzählen sollte, ratterte [er] mit Hanna an den Strand und ins Zentrum zurück, um nicht beichten zu müssen, baute vor ihr die Wachtürme auf und die Mauer, bepinselte sie mit ätzenden Sprüchen und beleuchtete sie nachts mit Scheinwerfern, fuhr über sie hinweg und mit der U-Bahn

<sup>39</sup> Vgl. Schläfli (Anm. 26). Schläfli zeigt in seinem Aufsatz sehr genau, wie das Motiv des Freigeheges sich bei Geiser in den Berliner Jahren zu einem Themenkomplex entwickelt.

<sup>40</sup> Christoph Geiser: Im Freigehege, in: Neue Zürcher Zeitung (22./23. September 1984).

<sup>41</sup> Hansjörg Schneider: *Lieber Leo*, Zürich/Köln 1980, 234.

<sup>42</sup> Ebd., 246.

<sup>43</sup> Otto Marchi weist in einem Brief an Joachim Sartorius, dem damaligen Leiter des Berliner Künstlerprogramms, darauf hin. Der Brief vom 24. Juli 1989 befindet sich im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA) in Bern, Signatur SLA-Marchi: B-1-DAAD.

unter ihr hindurch an geschlossenen Bahnhöfen vorbei, schleppte Hanna durch leere Schalterhallen und über ihre riesige, verglaste Zubringertreppen, die von kleinen Glastempeln überdacht waren, ließ Gras auf den Bahnsteigen wachsen und vernagelte die Imbißbuden und zerrte sie durch gelb gekachelte Unterführungen [...].<sup>44</sup>

Die Mauer schreckt ab und fasziniert zugleich. Ihre Unumgänglichkeit muss von den Stipendiaten in Worte gefasst werden, sei es fiktional oder faktual, erzählend oder lyrisch. Sie umringt die Stadt, in der die Autoren für einige Zeit leben, und löst somit eine Spannung zum Gefühl der Weite und der Freiheit aus, wofür Westberlin eigentlich – im Gegensatz zur Schweiz – steht. Die besondere geographische und politische Lage Berlins wird in den unterschiedlichen Textsorten aufgenommen und reflektiert. In den Romanen spiegelt die Dimension der Eingesperrtheit der Stadt die Befindlichkeit fiktiver Figuren wider – Laederachs Rindlisbacher, der von einem Gefühl der Enge verfolgt wird, und Marchis Landolt, der sich unterirdisch der Wirklichkeit entzieht – oder bildet einen beruhigenden Rückzugsort (Schneiders Erzähler). In den faktuellen Texten steht die persönliche Auseinandersetzung und das eigene Erlebnis der Schriftsteller gegenüber der Mauer im Vordergrund. Gerold Späth betont, dass die Präsenz der Mauer nicht nur den Raum, sondern auch die Sprache verändert: „Ringsum die Mauer: starr steht sie da, dumpf trennt sie, quert Straßen, sperrt Plätze, macht aus Stadt und Landschaft ‚hüben‘ und ‚drüben‘, stur läuft sie mitten durch die Menschen.“<sup>45</sup>

## „Drüben“ im Osten

Ein gewisses Interesse für Ostberlin und die DDR im Allgemeinen zeigen die Schweizer Stipendiaten, die die Grenze mehr oder weniger regelmäßig überqueren. Ihre Sicht auf diesen Teil der Stadt variiert aber ebenso wie ihre Art, Ost- und Westberlin gegenüberzustellen. Eine vergleichende Lektüre von Berichten Nizons, Späths und Geisers offenbaren ihre unterschiedlichen Wahrnehmungen.

In Paul Nizons Ausstellungstext *Am Käuzchensteig im Winter 1982/83* wird Westberlin als „künstlich ernährter, nicht nur amputierter, sondern von der Welt abgeriegelter Stadtkörper“<sup>46</sup> bezeichnet. Im Blick Nizons scheinen in Berlin die Spuren der Geschichte besonders prägnant durch: „Am Kaiserdamm die Totenleuchter, die Mussolini stiftete, sie haben Galgencharakter. Vom Anhalter Bahnhof die Judenverschickung.“<sup>47</sup> In einem Gespräch, das ich im März 2020 mit dem Autor geführt habe, betonte Nizon, dass er Deutschland immer mit der Nazizeit in Verbindung gebracht

---

<sup>44</sup> Otto Marchi: Landolts Rezept, Frankfurt a. M. 1989, 44.

<sup>45</sup> Späth (Anm. 35), 95.

<sup>46</sup> Nizon (Anm. 11), 83.

<sup>47</sup> Ebd., 84.

habe. Als Kind, das zwar in der Schweiz, aber im Krieg aufgewachsen sei, habe er stets eine Distanz zu Deutschland verspürt.<sup>48</sup> Es ist unter diesen Umständen wenig erstaunlich, dass Nizon das literarische Berlin während seines Aufenthalts im Westen nicht wiederfindet. Die Stadt bleibt in seiner Wahrnehmung von den Folgen des Krieges stark geprägt:

Neue Architekturen erhoben sich behutsam in skeptischer Schönheit, doch blieb die Stadt das zerstörte Berlin, und die zerstückte Topografie wirkte sich auf das Lebensgefühl aus in der Weise, dass man die aus der Kenntnis von der Geschichte und Literatur mitgetragenen Bilder nirgends ansiedeln konnte, sie blieben vakuumverpackt in einem.<sup>49</sup>

West- und Ostberlin unterscheidet er jedoch dezidiert, wobei das Gefühl der Angst dem Osten zugeschrieben wird, wie in der folgenden Gegenüberstellung sichtbar wird:

Die Freiheit [im Westen] war die Freiheit des Konsums und im Alltag ein Laboratorium für tolerantes Koexistieren von Lebensformen aller Art, das Leben wie in einer Schonung und manchmal wie im Sanatorium, wie mich dünkte – wenn auch für die vom Berliner Künstlerprogramm eingeladenen Gäste mit beträchtlichem Komfort verbunden. Gleich nebenan herrschte das Gegenteil, man konnte sich von einem Aussichtsturm das Bild der fehlenden Freiheit und den dazugehörigen Eintopf zu Gemüte führen und dabei in Gedanken das Fürchten lernen.<sup>50</sup>

Als Nizon auf Einladung des Vertreters der Bundesrepublik nach Ostberlin geht, erfährt er nun selber die Angst, das ständig Beobachtet-Sein: „Als ich [...] einen Tag in Ostberlin verbrachte, wurde ich, wie von meinem Gastgeber vorausgesagt, kurz nach Verabschiedung mitten in der Menge von Sicherheitsbeamten herausgepflückt – jeder

---

<sup>48</sup> In diesem Gespräch bestätigte Nizon, der große Stadtschreiber, der Rom und vor allem Paris in seinen Texten unermüdlich inszeniert, dass sein Interesse an Berlin nicht groß gewesen sei. Berlin habe ihn nicht literarisch inspiriert, er sei aber nicht unbefangen gewesen. Er habe sich auch nicht beim DAAD beworben, sondern wurde für drei Monate als „Logiergast“ eingeladen. Diese Vorbehalte gegenüber Berlin lassen sich allerdings anhand der Lektüre eines Eintrags in seinem Tagebuch aus dem Jahr 2000 relativieren. Dort berichtet er über einen Besuch in Berlin anlässlich der Schweizer Literaturnacht am Literarischen Colloquium und erinnert seine DAAD-Aufenthalte (es ist hier von zwei solcher Aufenthalte die Rede): „Ja, ich habe Erinnerungen, Lebens- und Alltagserinnerungen in Berlin und solche, die ich mit Odile teile. Damals fuhren wir den alten Volvo. Und ich grübelte an meinem *Jahr der Liebe*. Jetzt am Wannsee mit dem jungen Peter Weber und einer Schar von Schweizern, darunter Zschokke und Ruth Schweikert gezecht und getratscht, es war ganz amüsant. Ich bin jetzt der ‚Alte‘ und hoffentlich kein Fossil für sie. Bei meinem ersten Einsitz [sic] im Haus am Wannsee anno 62 anlässlich der Tagung der Gruppe 47 war ich dreißig, also jung wie sie, erfolgshungrig, despektierlich, etc., das Leben rollt eben in rasender Schnelle ab und vorbei. Bin erstaunlicherweise in Berlin immer frohgemut und ohne meinen Deutschen-Komplex.“ Paul Nizon: Urkundenfälschung. Journal 2000–2010, hrsg. von Wend Kässens, Berlin 2012, 32. Hervorhebung im Original.

<sup>49</sup> Nizon (Anm. 11), 83.

<sup>50</sup> Ebd.

Fußbreit freien Ergehens überwacht.“<sup>51</sup> Die Erleichterung ist jedes Mal spürbar, wenn der Autor nach Westberlin zurückkehrt: „Welch ein Aufatmen beim Ankommen in der ‚Insel der Freiheit‘.“<sup>52</sup>

Wie Nizon betont auch Späth die bedrückende Stimmung und die Rauheit der DDR-Beamten mit den aus dem Westen kommenden Besucher:innen:

Wer sich nur einen Meter zu weit vorwagt, ehe er – von Grenzwächters Wink dazu aufgefordert – zum Schlagbaum rollt, wird grob zurückbeordert. Hier herrscht ein anderer Ton, eine harsche, untermäßig höhnische Sprache wird laut. Es ist ein anderes Berlin. Ostberlin.<sup>53</sup>

Ostberlin wird von Späth als triste, graue Stadt beschrieben, ein Eindruck, der sich bei jedem seiner Besuche bestätigt. Und während bei Geiser der Zoo metaphorisch für Westberlin steht, kommt das Bild bei Gerold Späth in Bezug auf Ostberlin vor:

Ostberlin, wir stellen es immer wieder fest, wenn wir den Menschen ins Gesicht sehen, ist wohl doch eher eine ziemlich freudlose Stadt. Sonderbar schroff auch, wie die Leute miteinander umgehen; sie sind nervös, gereizt, nicht zufrieden. Unser Ostberliner Freund faßt es bitter in harte Worte: „Das hier ist eine Art Zoo. Wir werden gehalten wie die Russen und vielleicht noch einige Mongolen. Aber FDJ steht für ‚Freie Deutsche Jugend‘“.<sup>54</sup>

Ostberlin erscheint in Späths Beschreibung als palimpsestartige Stadt. Es überlagern sich das literarische Berlin der 1920er Jahre und die Nazihauptstadt: Vor- und Nachkriegszeit, Fiktion und Geschichte stehen nebeneinander – anders als in der Sicht Nizons auf Westberlin, der das Literarische von der Geschichte vollkommen verdeckt sah:

Es ist dieses Döblinsche Berlin, das ich hier, in Ostberlin, immer wieder durchschimmern sehe für kurze Augenblicke. Im Aschinger freilich, gerade hier, wo die Bedienung weiß, wer Döblin war und sein Franz Biberkopf, schlägt eine andere, die Hitlersche Hauptstadt, einmal mehr durch: an unsern Tisch setzt sich ein Rentner, der viereinhalb Jahre in den Konzentrationslagern von Dachau und Oranienburg verbrachte.<sup>55</sup>

Von Christoph Geiser wird der Osten weniger düster beschrieben. Der Schweizer, der in der Zeit Kulturredakteur der sozialistischen schweizerischen Zeitschrift *Vorwärts* und Mitglied der Partei der Arbeit war, kannte vor seinem Aufenthalt bereits Ost-, aber nicht Westberlin. Im Rahmen eines Austauschprogramms zwischen dem Schweizer Schriftstellerverein „Gruppe Olten“ und dem Schriftstellerverband der DDR lernte er in Bern

---

51 Ebd., 83f.

52 Ebd., 84.

53 Gerold Späth: Begegnungen in Ostberlin, in: Späth (Anm. 35), 109–119, hier: 112.

54 Ebd., 119.

55 Ebd., 115. Zuvor weist Späth darauf hin, dass das, „was heute ‚Handels-Organisations-Gaststätte‘ heißt, [...] früher ein ‚Aschinger‘ [war]“. Ebd.

Christa Wolf kennen, mit der er während seines DAAD-Jahres in Berlin wieder Kontakt aufnahm. Wolf lud ihn ein, sie am 27. September 1983 in ihrer Berliner Wohnung zu besuchen, d. h. genau an dem Tag, dessen Ereignisse sie über vier Jahrzehnte hinweg in ihrem Buch *Ein Tag im Jahr* beschreibt. Sie erzählt von ihrem Dialog und so von den Eindrücken Geisers. Hier zu Ostberlin:

Wenn er über den Checkpoint Charlie hier herüberkomme, gefalle es ihm eigentlich besser. Nicht so hektisch, die Leute ruhiger. Mehr heimatlich. Heute habe er sich zum Beispiel die Schinkel-Figuren angesehen, die da neu auf einer Seite der Jungfernbrücke aufgestellt seien, sehr weiß noch, aber das ganze Ensemble gefalle ihm sehr gut, er sehe hier mehr architektonische Gelassenheit als drüben. Ich sage ihm, daß dies Westlern oft so gehe, daß sie hier, ohne die Nachteile spüren zu müssen, mit Wollust an den Vorteilen einer engeren menschlichen Verbundenheit und einer weniger weit entwickelten Technik teilnehmen.<sup>56</sup>

Zur Ruhe, zum Heimatlichen, das Geiser laut Wolf im Osten wiederfindet, gelangt er aber erst nach dem Grenzübergang, den er sowohl im NZZ-Artikel *Im Freigehege* als auch in seinem Roman *Das Gefängnis der Wünsche*<sup>57</sup> als fruchterregend beschreibt – seine Darstellung nähert sich denjenigen Nizons und Späths an, wobei eine gewisse Ambivalenz bei ihm doch noch durchscheint:

Ich bevorzuge den oberirdischen Übergang, eine bewusste Grenzüberschreitung, die Hindernisse sind sichtbar: ein Nadelöhr – zwischen Sperren, Blockaden, Barrieren. Einen Augenblick lang bin ich allein im Niemandsland, nichts als die Wand vor mir, im Blickfeld des Beobachtungspostens auf dem Turm: stumm bitte ich um Einlass; das schmale Gittertor surrt, aber es öffnet sich nicht, ich habe Berührungsängste beim erstenmal, Angst vor einem elektrischen Schlag: die Tür surrt, surrt, *einladend oder gefährlich...* und ich stehe im Regen unter meinem widerspenstigen Knirps aus dem Kaufhaus des Westens.<sup>58</sup>

In der 2019 erschienenen Novelle *Die Vergrämung der Zauneidechsen* erinnert sich Geisers Erzähler anlässlich der Ausgrabung des Kopfes des Lenin-Denkmales im Müggelwald, das vor der Wende am Leniner Platz stand, an seinen ersten Besuch in Ostberlin beim Korrespondenten des *Vorwärts* in der DDR, Jean Villain. Vor Ort – am ehemaligen Leniner Platz und heutigen Platz der Vereinten Nationen – geht er leicht ironisch auf die Spuren der Vergangenheit, der untergangenen Utopie des Kommunismus ein:

Wo Lenin stand, da liegen jetzt in der Mitte der kleinen Grasfläche Gesteinsbrocken, von Wasser überplätschert, von Wasser umspielt. Findlinge, wie's scheint. Hier und da an den Brocken eine Messingtafel: *Südafrika* oder *Brüssel* steht auf ihnen angeschrieben, nebst Angabe einer Entfernung, hier und da ist der Fundort des Findlings angegeben, hier und da lesen wir

---

56 Christa Wolf: *Ein Tag im Jahr. 1960–2000*, Frankfurt a. M. 2013, 368.

57 Vgl. Geiser, *Gefängnis der Wünsche* (Anm. 27), 122 f.

58 Geiser (Anm. 40). Meine Hervorhebungen.

Kilometerangaben, *Australien 9 100 km*. Die Welt steht offen! Und die Nationen sind vereint – mögen sie noch so weit auseinanderliegen, mögen die Entfernungen noch so groß sein: Kein Grenzwall trennt einen mehr, keine Mauer hindert einen zu gehen, wohin er will...<sup>59</sup>

Die Veränderung Berlins nach dem Mauerfall hält Geiser durch kleine, in seinem Werk verstreute Momentaufnahmen fest. Vergleichspunkt bildet meist die Anfangszeit in Berlin und vor allem das Jahr 1983.<sup>60</sup> Die Nostalgie, die in diesen Passagen durchscheint, bezieht sich sowohl auf die vergangene Jugend als auch auf die gescheiterte Umsetzung des kommunistischen Ideals.

## Schweizer Literatur in der DDR

Das Verhältnis der Schweizer Stipendiaten zur DDR ist auch ein literarisches. Über bestehende Freundschaften oder Bekanntschaften hinaus – z. B. zu Ronald M. Schernikau (Geiser) oder zum in Westberlin lebenden DDR-Autor Klaus Schlesinger (Späth, Hännny) – bildete sich über die Zeit ein gegenseitiges Interesse aus: die DDR interessiert sich für die Schweizer Literatur und die (vor allem deutschsprachigen) Schweizer Autor:innen waren daran interessiert, in Ostdeutschland verlegt zu werden. 1984 fand eine große Ausstellung mit dem Titel „Bücher aus der Schweiz“ in Potsdam, Magdeburg, Cottbus und Karl-Marx-Stadt statt. 1985 war die DDR wiederum mit einer Buchausstellung in den schweizerischen Städten Zürich, Luzern, St. Gallen und Lausanne präsent. In dem Moment, als die Schweiz 1972 die DDR anerkannte, stieg das politische Interesse am kulturellen Austausch immer weiter an.<sup>61</sup>

Der Stellenwert und die Wahrnehmung der Schweizer Literatur in der DDR wich von Westdeutschland ab, wie Christoph Geiser bei unterschiedlichen Lesungen feststellt:

In Westberlin war egal, was man sagt, man galt einfach als gutbürgerlicher Schweizer Autor. In Ostberlin hingegen bekam jedes Wort eine eigene Brisanz. So war Homosexualität in der DDR ein heikles Thema. Nach langem Zögern meines DDR-Verlages erschien auch *Wüstenfahrt* (1984/1986) vor der Wende. Der Verleger wollte damit Bahn brechen für die Homosexualität als Thema in der Literatur. Dies war vonseiten eines Schweizer Autors einfacher als von einem DDR- oder gar westdeutschen Autor.<sup>62</sup>

<sup>59</sup> Christoph Geiser: Die Vergrämung der Zauneidechsen, in: ders.: *Verfehlte Orte. Erzählungen*, Zürich 2019, 9–35, hier: 21. Hervorhebung im Original.

<sup>60</sup> Im eben zitierten Passus erinnert allerdings der Erzähler einen Besuch in Ostberlin in den 1970er Jahren.

<sup>61</sup> Vgl. dazu Therese Steffen Gerber: Art. „Deutsche Demokratische Republik (DDR)“, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Fassung vom 02. August 2010. Online abgerufen 24. Januar 2022 unter <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/046530/2010-08-02/>.

<sup>62</sup> Baumberger (Anm. 25), 19.

Aufgrund einer strikten thematischen Aufteilung der Verlagsprogramme konnte der DDR-Verlag *Volk und Welt* seit 1964 keine Belletristik mehr aus der BRD und der DDR herausbringen, aber „die wenn auch nicht ‚deutsche‘, so doch immerhin ‚deutsch-sprachige‘ Literatur aus Österreich und der Schweiz bot den Germanisten um [den Lektor] Roland Links auch im Rahmen des internationalen Verlagsprofils fruchtbare Betätigungsfelder“.<sup>63</sup> Das Interesse des in der internationalen Gegenwartsliteratur spezialisierten Verlags an der Schweizer Literatur wurde vom ostdeutschen Publikum mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Ingeborg Quaas, die zuständige Lektorin, erzählt, dass sie für die Bücher aus der Schweiz – wie auch aus Österreich – keine Werbung hat machen müssen. Sie waren gleich vergriffen. Dies erklärt zum Teil den Wunsch vieler Schweizer Autor:innen, bei *Volk und Welt* verlegt zu werden. Darüber hinaus seien deren Bücher laut Quaas oft erst dann in der Schweiz zur Kenntnis genommen worden, nachdem sie in der BRD oder der DDR erschienen seien: „Das wirkte dann meist zurück, denn das Ansehen, der Bekanntheitsgrad hing davon ab, ob sie in Deutschland gelesen wurden.“<sup>64</sup> Eine entschiedene Aufnahme vieler Schweizer Autor:innen in das Verlagsprogramm war allerdings nicht möglich. Es konnten pro Jahr nur drei, manchmal vier Bücher aus der Schweiz publiziert werden, wie nach einem „relativ starren Proporzsystem zu den anderen Lektoraten und Ländern“<sup>65</sup> feststand. Der Verlag *Volk und Welt* brachte drei große Anthologien zur Schweizer Literatur heraus: *Erkundungen. 35 Schweizer Erzähler* (1974), *Schweiz heute* (1976) und *Erkundungen II. 42 Schweizer Erzähler* (1986). Sie enthalten Texte von Christoph Geiser, Reto Hänni, Jürg Laederach, Paul Nizon, Hansjörg Schneider und Gerold Späth sowie wohlgemerkt ein paar übersetzte Texte aus dem Italienischen, Rätoromanischen und Französischen.<sup>66</sup>

Zu größeren Publikationen bei *Volk und Welt* gelangten unter den Schweizer Stipendiaten des Berliner Künstlerprogramms ausschließlich Christoph Geiser (mit vier Büchern) und Reto Hänni (mit einem Buch).<sup>67</sup> Während Geiser oft in der DDR las, wurde Hänni nie zu einer Lesung eingeladen. Grund hierfür ist womöglich die sich anbietende Doppellectüre seiner Chronik der Zürcher Ereignisse. Tatsächlich inspirierte das Buch *Jugendliche in Weimar*, die 1983 eine gegen den Staat gerichtete Spray-Aktion

<sup>63</sup> Siegfried Lokatis: „DDR-Literatur“ aus der Schweiz, aus Österreich und der Bundesrepublik. Das Germanistik-Lektorat von *Volk und Welt*, in: Monika Estermann, Edgar Lersch (Hrsg.): Deutsch-deutscher Literaturaustausch in den 70er Jahren, Wiesbaden 2006, 42–70, hier: 44.

<sup>64</sup> Ingeborg Quaas: Auf Schweizer Erkundungen, in: Simone Barck, Siegfried Lokatis (Hrsg.): Fenster zur Welt. Eine Geschichte des DDR-Verlages *Volk & Welt*, Berlin 2003, 114–116, hier: 116.

<sup>65</sup> Lokatis, „DDR-Literatur“ aus der Schweiz (Anm. 63), 50.

<sup>66</sup> Letzteres gilt ausschließlich für *Schweiz heute* und *Erkundungen II*.

<sup>67</sup> Vier Autoren machten die Hälfte der Publikationen aus der Schweiz bei *Volk und Welt* aus: Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch, Walter M. Diggelmann und Adolf Muschg. Vgl. Lokatis, „DDR-Literatur“ aus der Schweiz (Anm. 63), 50.

vornahmen, für die sie zu einer Freiheitsstrafe verurteilt wurden. Einer der Protagonisten berichtet über den Einfluss von Hännys Buch:

Ausgerechnet ein Buch aus dem DDR-Verlag *Volk und Welt* löste eine Initialzündung bei uns aus: *Zürich, Anfang September* – eine Dokumentation des Autors Reto Hänni über die Hintergründe der Schließung eines autonomen Kulturzentrums in der Schweizer Metropole [...]. Im Umschlagtext der DDR-Ausgabe von 1982 hieß es dazu, in Zürich habe „trotz aller Unterdrückungsversuche ein neues Selbstverständnis der jungen Generation in Westeuropa“ seinen Ausdruck gefunden. Wir waren begeistert! Wie konnte dieses Buch nur die für Druckerzeugnisse obligatorischen Zensurverfahren in der DDR passieren? Die Parallelen zu den Repressalien, denen wir uns als unangepasste Jugendliche tagtäglich ausgesetzt sahen, lagen für uns auf der Hand.<sup>68</sup>

Der Status der Schweiz als ein Land, das eine Sprache mit Deutschland teilt, vom Krieg verschont blieb, aber dessen Autor:innen zumeist über den selben kulturellen Hintergrund verfügen wie deutsche Schriftsteller:innen, ohne Deutsche zu sein, erklärt das besondere Interesse der ostdeutschen Leser:innen. Zudem stellt Siegfried Lokatis eine gewisse Kulanz der Zensurbehörde den Schweizer Schriftstellern gegenüber fest, wenngleich zuweilen auch Schweizer Bücher, wie zum Beispiel Max Frischs *Stiller*, in der DDR lange nicht verlegt werden konnten. Der Grund für die seltenen Zensurprobleme lässt sich nicht endgültig rekonstruieren, da die „für die Vorauswahl relevanten einschlägigen Lektoratsgutachten“ verloren gegangen sind, doch kann nach Lokatis die strenge Selektion der Werke, die sich aus der begrenzten Publikationsmöglichkeit von Büchern aus der Schweiz ergab, eine Erklärung liefern.<sup>69</sup>

Auch Akademiker:innen räumen der Schweizer Gegenwartsliteratur einen Stellenwert ein, den diese damals wie heute in der BRD nie hatte. So eröffnete der Leipziger Professor Roland Opitz 1983 eine Tagung zur deutschsprachigen Literatur der Schweiz der 1960er und 1970er Jahren mit folgenden Worten: „Wenn heute in der Welt über Weltliteratur nachgedacht wird, kann nicht auf die Literatur der Schweiz verzichtet werden. Das war der Grund, warum an dieser Universität schon vor längerer Zeit über die deutschsprachige Schweizer Literatur der Gegenwart geforscht worden ist.“<sup>70</sup> Die von einem Autorenkollektiv unter der Leitung des ostdeutschen Germanisten Klaus Petzold verfasste *Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert*, die 1991 in Berlin erschien, zählt noch heute zu den wichtigen – und wenigen – Überblickswerken zur Entwicklung der (deutsch)schweizerischen Literatur.<sup>71</sup>

**68** Thomas Onißeit: Weimar, Anfang Oktober, in: Ulrich Jadke u. a.: Macht aus dem Staat Gurkensalat. Eine andere Jugend. Weimar 1979–1989, hrsg. von Rüdiger Haufe, Leipzig 2019, 78–82, hier: 80–81.

**69** Vgl. Lokatis, „DDR-Literatur“ aus der Schweiz (Anm. 63), 51; sowie das entsprechende Kapitel in Siegfried Lokatis: Verantwortliche Redaktion. Zensurwerkstätten der DDR, Stuttgart 2019.

**70** Roland Opitz: Eröffnung, in: Klaus Petzold (Hrsg.): Entwicklungstendenzen der deutschsprachigen Literatur der Schweiz in den sechziger und siebziger Jahren, Leipzig 1984, 3 f., hier: 4.

**71** Klaus Petzold (Hrsg.): Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert, Berlin 1991.

## Neun Schweizer Autoren in Berlin: eine Bilanz

Während Beat Sterchli, der 1989 Stipendiat des DAAD-Künstlerprogramms war, Berlin schon im Juni verließ und den Mauerfall nicht vor Ort miterlebte, kehrte Reto Hänni von einer Reise nach Polen genau am 9. November 1989 nach Berlin zurück. Nach einer Vorstellung in der Schaubühne verbringt er Zeit in einer Gaststätte, ohne zu merken, was gerade passiert:

Wenn ich zurückdenke, muß mir aufgefallen sein, daß sich unsere Gaststätte, in die wir uns nach der Vorstellung verzogen, an jenem Abend für Berliner Verhältnisse recht früh leerte, ziemlich plötzlich sogar. [...] Irgendwie, ohne dem Auflauf weiter Beachtung zu schenken, werde ich im Auto, lange nach Mitternacht auf dem Heimweg den Ku'damm kreuzend, bestimmt auch die vielen Leute, den auffallenden Verkehr wahrgenommen haben. Nicht der Rede wert; Berlin ist nun mal eine Stadt und kein zu reiches, in strenger Abstufung polizeistundengeregeltes zwinglianisches Kaff; zudem ist es einige Zeit her, seit ich das letztemal hier langegefahren, und damals war Winter.<sup>72</sup>

Bei den Stipendiaten, die nach ihrem Aufenthalt weiterhin eine enge Beziehung zu Berlin pflegten, lösten die Veränderungen der Stadt nach dem Mauerfall eine gewisse Nostalgie aus. Die prägenden Berliner Jahre, die oft auch prägende Jugendjahre waren, stehen – vor allem bei Geiser – für eine verlorene Zeit, an die in aktuellen Texten immer wieder erinnert wird.

Die besondere politische und kulturelle Situation Berlins in den 1970–80er Jahren brachte viele Schweizer Schriftsteller:innen dazu, nach Berlin zu ziehen – für einige Zeit oder für immer. Aus den Aufenthalten der neun Stipendiaten des Berliner Künstlerprogramms des DAAD sind Beziehungen zwischen schweizerischen und deutschen Schreibenden im Osten und Westen entstanden oder vertieft worden. Die Freundschaften gingen über die Sprachbarrieren hinaus und ergaben sich auch zwischen manchen Stipendiaten und internationalen Gästen des Programms. Berlin wirkte für einige Schweizer Autoren als Schreibkatalysator, andere wurden so sehr von der Stadt mitgenommen, dass sie kaum etwas oder nichts schrieben. Auch die Wichtigkeit des Aufenthalts in ihrem (schriftstellerischen) Werdegang ist von einem Stipendiaten zum anderen sehr unterschiedlich.

Die Diversität der Berlin-Texte, die die Schweizer Autoren während oder im Anschluss an ihre Zeit in der Stadt geschrieben haben, zeugen einerseits von der unendlichen Fähigkeit der Literatur, Realitäten in Worte zu verwandeln und zu modifizieren, aber auch von der Prägnanz der Erfahrung, in einer abgeriegelten Stadt zu leben, in der die Kultur zwar brodelte, aber deren Grenze stets spürbar war. Trotz der unterschiedlichen Modi und Schreibweisen der hier analysierten Texte finden sich zahlreiche

---

<sup>72</sup> Reto Hänni: *Am Boden des Kopfes. Verwirrungen eines Mitteleuropäers in Mitteleuropa*, Frankfurt a. M. 1991, 301–302.

Parallelen wieder, wie etwa die Zoo-Metapher, die bei Geiser, Laederach, Schneider und Späth vorkommt. Die literarischen Spuren, die die Schweizer Stipendiaten hinterlassen haben, tragen zu einem internationalen Berlin-Diskurs bei: die gemeinsame Erzählung von Berlin als geteilte Stadt, in der die persönlichen Erfahrungen im Westen und im Osten in diversen literarischen Formen archiviert werden.

Aus einer schweizerischen Perspektive setzen die Präsenz Schweizer Schriftsteller in Berlin und die dort entstandene Literatur eine Traditionslinie fort, die sich bereits seit Jahrhunderten abzeichnet und bis heute andauert. Die Anziehungskraft Berlins, die in den letzten Jahren noch zugenommen hat, bringt immer wieder neue Schreibende aus der Schweiz dazu, nach Berlin zu ziehen. Die Internationalisierung der Stadt hat ihre Attraktivität über die Sprachgrenzen hinaus verstärkt, sodass sich Kulturschaffende, die einander im eigenen Land manchmal kaum wahrnehmen, womöglich eher in Berlin über den Weg laufen und kennenlernen. Eine neue, internationale Art des ‚innerländischen‘ literarischen Austausches.